

1]

Sultana.

(Nachdruck verboten.)

Ein arabisches Frauenschicksal von Emil Kasnussen.
1.

Den Rücken an die Mauer eines längst ausgedienten und verfallenen türkischen Forts — Sidi bel Gassen — gelehnt, das die nächste Anhöhe südlich von Tunis krönte, saß Marcel Barrière, ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren, an einem frühen Aprilmorgen und träumte hinaus auf die schnee-weiße orientalische Stadt, die, zwischen zwei ausgedehnte Salzseen gezwängt, unter ihm leuchtete.

Jenseits El Bahira, dem zweiten der Seen, auf einer schmalen Landzunge zwischen diesem und dem Mittelmeere, bezeichnete eine einsame Domkirche in einer Art modernen arabischen Stils die Stätte, wo einst Nestulaps Tempel auf Byrsa in Karthago sich erhoben hatte.

Sinter dem Beschauer lag der bleireiche Djebel Resas und Bu Kornajin, auf dessen Zwillingsgipfeln rührige kleine Phönizier in längst verschwundenen Zeiten Kinder und andere Gottesgaben dem blutliebenden Baal geopfert.

Weiter draußen in der grünen Frühlingslandschaft schritt schwer und majestätisch eine römische Wasserleitung durch die blühenden Felder der Niederung und speiste wie seit Jahrtausenden die Stadt mit dem kristallklaren Quellwasser des Djebel Baruan, dessen blaue Silhouette sich herrlich, fast unwirklich schön gegen den fernem milchweißen Himmel zeichnete.

Eine strahlende Landschaft mit stärkeren, durchgreifenderen und zugleich bunteren und abwechslungsreicheren Erinnerungen als irgend ein anderer Gesichtskreis auf der ganzen großen Erde!

Von alledem sah und fühlte Marcel nur eines: daß die Sonne schien.

Nein, nun sah er plötzlich auch etwas anderes: unten auf dem großen muhammedanischen Kirchhof kam ein junger Araber dahergeschritten, der ihm niemand anderer zu sein schien als sein Freund Nur.

Freundschaft war vielleicht eine etwas übertriebene Bezeichnung für das Verhältnis zwischen den beiden.

Als Marcel vor drei Jahren bei Ankunft seiner Eltern in Tunis in das Lycée Carnot eintrat, war Nur der einzige Araber in einer Klasse von Franzosen, tunesischen und algierischen Juden, Sizilianern, Maltesern, Griechen und einigen vereinzelt Deutschen und Engländern. In diesem Babel waren die Juden nicht die einzigen Pharisäer. Jeder für sich betrachtete seine Nation als das „Kif-kif der Schöpfung“, wie es in ihrem Schuljargon hieß, und nur über eines herrschte internationale Einigkeit: daß die Araber, abgesehen von allen andern Gründen schon infolge ihrer lächerlichen Religion und ihrer „mittelalterlichen Absperrung der Frau“ — ein Schimpf für jedes edle Knabenherz! — zu Sklaverei und Untergang bestimmt seien.

So erhielt Nur eine ganz isolierte Stellung in der Klasse; keiner schloß sich ihm an und nahm ihn in Schutz, wenn er die Ziesscheibe für die bissigen Ausfälle und Witze aller Parteien bildete.

Und doch war er gut und friedliebend wie ein großer Hund und wollte am allerliebsten mit ihnen allen gut Freund sein — nur nicht mit den Juden. Diese, selbst wohlgeschult im Ertragen höhnischer Ueberfälle, aber in der Regel gern bereit, alle ihnen zugefügte Unbill abzuschütteln und gutmütig zu vergessen, waren hier in großer Anzahl vertreten und wußten überdies von ihrer Zungenfertigkeit den ausgiebigsten Gebrauch zu machen. So verstanden sie es genau, ein Geschloß so zu pflanzen, daß die Wunde noch eine lange Weile schmerzte, kannten Nurs wundeste Punkte und wurden es nicht müde, ihre Pfeile so zu salzen. Denn wenn in den Ausfällen der anderen ein gut Teil äußerer Zuschnitt und hohle Deklamation war, so schloßten sie aus weit tiefer liegenden Gefühlen: aus einer bitteren Familientradition all des Unheils, das die Araber durch Jahrhunderte über ihren Stamm gebracht hatten, ehe die Franzosen kamen und sie befreiten.

Keiner wußte so ganz, wie sehr Nur unter dieser Rolle einer Eule litt, die von allen Tagesvögeln verspottet wird. Denn in der Regel fand er die richtige treffende Antwort nicht vor dem nächsten Tage, wenn es zu spät zum Antworten war.

Dagegen erinnerte er sich im Gegensatz zu den Juden jeder einzigen Beleidigung, der er jemals ausgesetzt gewesen. Sein Stolz übertraf den aller anderen, und was einmal in sein phänomenales Arabergedächtnis aufgenommen war, entfiel ihm nie wieder.

Nur ein einziges denkwürdiges Mal hatte er einen der algierischen Juden angegriffen. Es war in einer Pause, und sie saßen einander bei ihren Schulpulten gegenüber.

„Sale jui“ (schmutziger Jude) flüsternte Nur, einen ganzen Bentner niederschmetternder Verachtung in jedes Wort legend. Er hatte das Aergste gesagt, was er wußte.

Der Jude antwortete gar nicht. Er dachte zuerst, sich mit einem „Burremuf!“ zu revanchieren. Aber das war zu banal.

Nein, weder die arabische Sprache noch sein eigener Sabir-Dialekt hatten Worte, um seine ganze Verachtung für einen Araber auszudrücken.

Aber sein Mund lief voll Wasser und gab ihm die Antwort ein. Er spie lang und reichlich über den Fußboden hin, während sein ganzes Gesicht sich in aufrichtigem Ekstase verzog.

Die ganze Klasse lachte über den kleinen Auftritt, nur Nur blieb stumm, und seine schwarzen Mandeläugen füllten sich mit Tränen. Von da an zog er es vor zu schweigen.

So stand es, als Marcel in die Schule eintrat, in der es niemanden kannte.

Der nicht eben scheue, aber streng zurückhaltende und unzugängliche Knabe erwarb sich mehr Respekt als Sympathie, indem er sich sofort den Platz eines Klassenprimus erkämpfte.

Wie alle verschlossenen Knaben war er glücklich und dankbar, wenn andere das Eis brachen und ihm freundlich entgegenkamen, und das tat Nur vom ersten Tage an.

Als Gegenleistung nahm Marcel seinen muhammedanischen Kameraden in Schutz und gründete ein ganzes System äußerer Politik auf ihn allein. Das blieb nicht ohne Wirkung auf die anderen Knaben, besonders als sie erfuhren, daß Marcells Großvater seinerzeit französischer Minister gewesen war.

Marcells Eltern waren die erste französische Familie, die Nur ihre Türen öffneten. Der angesehene Maler Guy Barrière, Marcells Vater, der nicht nur zur Vinderung seines Brustleidens, sondern auch aus einer tiefen künstlerischen Sehnsucht nach orientalischen Motiven seinen früheren Wohnsitz in Rom mit Tunis vertauscht hatte, sah den schlanken, manierlichen, malerisch gekleideten Araber gern, dessen Gesichtstypus um so viel reiner und vornehmer war als der der gewöhnlichen fahlen, schwammigen, weichlichen und entarteten Stadttunesen.

Was vollends Madame Barrière betraf, so war Nur für sie ein Fund. Amerikanerin von Geburt und im Gegensatz zu ihrem Manne und Sohn, die mehr als kühle Gewohnheitskatholiken waren, religiös begeistert, hegte sie kein anderes wirkliches Interesse auf Erden als die Ausbreitung des Methodismus. Wenn sie eingewilligt hatte, ihrem Manne nach Tunis zu folgen, so geschah es nur darum, weil sie hierin eine Aussicht erblickte, den Arabern das Licht des Methodismus zu bringen und einstmals, wenn ihr Mann — dessen anscheinend wiederaufblühende Gesundheit sie recht wohl als Blendwerk erkannte — endlich seine Augen geschlossen haben würde, hier eine Lebensaufgabe für den Rest ihrer Tage zu finden. Zu diesem Zwecke drang sie mit eiserner Energie in die arabische Sprache und Denkungsweise ein und gebrauchte jedes Mittel, um mit der eingeborenen Bevölkerung in Verbindung zu kommen. Durch Nur gewann sie Zutritt in seine Familie, wo sie neue Bekanntschaften machte, und da keinerlei Art von Hartgefühl sie beschwerte und zurückhielt, konnte jede arabische Frau, mit der sie bloß einmal in irgend einem Harem einige Worte gewechselt, sicher sein, wiederholt ihren Besuch zu empfangen und Gegenstand jener eindringlichen Neugierde zu werden, die für einen Araber das unverzeihlichste aller Laster ist.

Derjenige der Familie, der Nur am raschesten überdrüssig wurde, war im Grunde Marcel. Sie hatten kein gemeinsames Interesse, aus dem guten Grunde, weil Nur aller anderen als der rein materiellen Interessen bar war. Nur

*) Ein arabisches Schimpfwort.

ab und zu hat er Marcel, die Familienbibliothek durchzusehen und ihm ein neues Buch über amor herauszufinden, das er auswendig lernte, um sich mit Hilfe seiner neuerworbenen Kenntnisse unter seinen arabischen Freunden an der Universität in der großen Moschee Djamaa ez-Zituna ein unerhörtes Ansehen zu verschaffen.

Nur hatte überdies gewisse Eigenschaften, die Marcel auf die Dauer unerträglich fand. Es hatte ihm im Beginn geschmeichelt, wenn der junge Muhammedaner alles französische Wesen rühmte. Er zweifelte auch nicht daran, daß diese übrigens sehr äußerliche Bewunderung echt sei. Denn obwohl nur, besonders bei ganz direkten Fragen, sehr verschlossen und geheimnisvoll sein konnte und aus Wohlzogenheit eine Menge gefälliger Neußerungen tat, mit denen er nichts meinte, verriet er doch in unbewachten Augenblicken seine allerinnersten Gedanken und Geheimnisse auf eine kindlich treuherzige Art, die trotz allem nach wie vor nicht verfehlte, Marcel zu entzücken. Nein, seine Fremdenbewunderung war tatsächlich echt, und sie würde Marcel auch kaum verletzt haben, wenn sie nicht ihren Ausdruck in einem beständigen Verspotten und Hofmeistern seines eigenen Volkes gefunden hätte, über dessen große Masse er sich hoch erhoben fand. Marcel, der selbst seine hauptsächlichliche Erziehung in einem fremden Lande genossen, unter lauter italienischen Kameraden, kannte eine weit würdigere Art, die Vorzüge anderer Nationen anzuerkennen. Als sie dann im Lyzeum die Flammenworte lasen, mit denen Hasdrubals Weib den verräterischen Gatten brandmarkte, ehe sie, verächtlich die Gnade des Siegers verschmähend, ihre Kinder und sich selbst in den brennenden Tempel stürzte, hatte er Hasdrubal mit Nurus Bügen vor sich gesehen. Und hatte er auch viele Gründe, diese ganze zur Schau getragene Verachtung für das eigene Volk nicht viel höher denn leeres Gerede zu taxieren, als ein Nachplappern der schmähenden und herabsetzenden Nörgeleien der Franzosen, so machte dies Nurus Haltung nur um so unsympathischer.

Andererseits war er nicht blind für die zahlreichen Umstände, die Nurus Benehmen entschuldigten, und ernstlich böse konnte er ihm schon aus dem einen Grunde nicht werden, weil er ihn nach wie vor als großes Kind betrachtete und behandelte, das selbst keinen genaueren Ueberblick über die Tragweite seiner Gedanken und Handlungen hat. Wie wenig er sich in dieser Auffassung täuschte, ging daraus hervor, daß nur selbst nie bemerkte, wie ihn sein Freund bloß als halb-erwachsen behandelte. (Fortsetzung folgt.)

Im Nebel.

Ein Drama auf See von Hans Harmening.

Mit einer Geschwindigkeit von fünf und zwanzig Knoten jagte die „Thuringia“ über den Ozean. Wie der Pflug, die Erde durchfurchend, Schollen zu beiden Seiten wirft, so durchschnitt der schaufe Bug des Schnell dampfers das Meer und warf schäumende Wassermassen vor sich her.

Das Schiff befand sich auf der Höhe der Neufundlandsbanken. Keine weißen Wellen, wie sonst, kräuselten das blau schimmernde Meer; dunkel, träge und unheilverkündend lag der Atlantik, wie eine unendliche, schwarze Wüste.

Die Luft war schwül und feucht, und über das Wasser strichen vereinzelte leichte Nebelschwaden. Kein Hauch war zu spüren.

An Bord des Dampfers strahlte alles im hellen Lichterglanz und ein reges Leben herrschte auf den Promenadenbänken. — Es war die Zeit nach dem „Dinner“. Schöne Frauen in kostbaren Toiletten und elegante Männer in tadellosem Gesellschaftsdress, dazwischen liebliche Kinder, ergingen sich in der abendlichen Kühle. Die Schiffslapelle spielte ihre Weisen, und auf dem Achterdeck improvisierte die tanzlustige Jugend einen kleinen Ball. Alles atmete Frohsinn und Heiterkeit.

Warum sollte man sich auch sorgen? Man war doch auf einem schönen, starken Schiff und unter Führung eines Mannes, wie Kapitän Braunschweig, brauchte man nichts zu fürchten; nicht Sturm und Wetter . . .

... Kapitän Braunschweig stand auf der Kommandobrücke. Schweigend und gedankenvoll starrte er in die dunkle Nacht. Neben ihm stand sein erster Offizier.

„Rebel“, wandte der Kapitän sich jetzt kurz an diesen.

„Om“, erwiderte jener und zuckte nur mit den Achseln, als Zeichen seiner Giltlosigkeit. Dann sahen beide wieder in die aufziehenden Nebelschleier, die sich in immer schnellerer Folge jagten, bis sie zuletzt wie eine undurchdringliche Mauer das Schiff umschlossen.

„Lassen Sie blasen“, rief der Kapitän dem dritten Offizier zu. Im nächsten Moment ertönte auch schon dumpf heulend die Dampfpeife. Unwillkürlich schrak der Kapitän zusammen und griff an den Hebel des Maschinentelegraphen. — — —

Durste er noch mit voller Kraft weiterfahren? Das Gesetz schrieb ihm vor, bei Rebel und unsichtigem Wetter mit verminderter

fahrt zu laufen. Ja, das Gesetz. Aber was würde seine Reederei sagen, wenn er mit Verspätung in den Hafen käme? Die hohen konventionellen Strafen an das Reich, wenn die Post nicht rechtzeitig abgeliefert wurde, wer bezahlte die? Und was hatte der Inspektor ihm damals gesagt, als er einmal mit zwei und zwanzig Stunden Verspätung in New York eingelaufen war: Kapitän, Sie haben kein Glück! Das hieß so viel wie: Das darf nicht vorkommen, Sie müssen den Termin der Ankunft innehalten, Sie müssen eben das Glück verbessern, sonst —

Das laute Geheul der Dampfpeife ließ den Kapitän zusammenfahren, als hätte er einen Peitschenhieb bekommen. Krampfhaft umklammerte er den Hebel des Telegraphen.

Da, — war da nicht ein rotes Licht voraus?

„Maschine — Achtung!“ stellte er den Telegraphen. Doch es war nichts. Seine erregte Phantasie hatte ihn genarrt.

„Volle Kraft vorwärts!“ — Aber kaum hatte er den Maschinentelegraphen auf „Voll“ gestellt, da sagte ihm eine innere Stimme: Sieh Dich vor, sieh Dich vor! Du weißt, daß Hunderte von Fischerfahrzeugen auf den Neufundlandsbänken herumtreiben. Willst Du durch Dein tolles Fahren den Fischern Tod und Entsetzen bringen? Willst Du deren Weiber und Kinder zu Wittwen und Waisen machen? — Und Dich, Dich werden sie ins Juchthaus werfen, wenn Du mit Deinem Schiff ankommst. Dir werden sie Dein Patent nehmen, und Du kommst betteln gehen. Sieh Dich vor, sieh Dich vor! —

Dem Kapitän wurde heiß. Erregt riß er seinen zugeknüpften Mantel auf und wischte sich die feuchte Stirn.

„Finden Sie nicht, daß es etwas klarer geworden ist?“ fragte er den ersten Offizier. — Ein harter Zug ging über das glattrasierte, markante Seemannsgesicht des Angeredeten.

„Ja, bedeutend.“ Es war eine Lüge, eine offenkundige Lüge. Aber nicht Leichtsinns oder Frivolität war es, die ihn diese Antwort geben ließ. Der Mann wußte, wie es im Innern seines Vorgelegten aussah. Er wußte auch, daß dieser nicht anders handeln konnte.

Vortlos spähten die Männer nach vorn in den undurchdringlichen Nebel, als könnten sie ihn mit den Augen durchbohren. — Alles war still, nur leise tropfte die Feuchtigkeit von den Sonnensegellatten. Vom Kajütsalon tönten einzelne Takte des Niljalliedes bis auf die Brücke und entlodten dem Kapitän ein ärgerliches „verflucht“. Das Gesiedele machte ihn nervös. Schon wollte er den dritten Offizier hinunter schicken und die Musik aufhören lassen; aber er fürchtete, daß es Aufsehen erregen und die Passagiere beunruhigen würde und er unterließ es.

Ein weißbeackter Kajütssteward kam auf Fußspitzen angehüpft, um dem Kapitän den gewohnten Mokka und die übliche Habana zu zu bringen. Unschlüssig blieb er stehen, um dann auf einen Wink des dritten Offiziers wieder lautlos zu verschwinden. Aber gleich darauf tauchte die wohlbeleibte Gestalt des Oberstewards aus dem Dunkel.

„Mister Maclure möchte Herrn Kapitän einen Augenblick sprechen.“

Maclure — Maclure? — War das nicht der Generaldirektor der englischen White Star Line? Der ihn bei der Abfahrt von Southampton vor allen Passagieren blamieren wollte, weil sich diese wegen der Uebernahme der Post um eine halbe Stunde verzögert hatte. — In seinem lanariengelben Anzug, die kurze Peife schief im Munde, hatte der lange Engländer sich breitbeinig vor ihn hingestellt und höhnisch gerufen: Was ist los, Captain? Englische Schiffe gehen immer zur Zeit ab. — Worauf er ihm kalt lächelnd erwidert hatte: Aber deutsche Schiffe kommen immer zur Zeit an.

„Sagen Sie dem Herrn, er solle sich zum Teufel scheren. — Bestellen Sie dem Herrn, ich wäre nicht zu sprechen. Haben Sie gehört?“ brüllte der Kapitän wütend, als der Obersteward noch stehen blieb.

In den Gesichtszügen des Kapitäns spiegelten sich seine ganzen Empfindungen. Ein grimmes Lächeln verzerrte seinen Mund. Wenn er überhaupt noch Bedenken gehabt hatte, mit voller Kraft weiter zu fahren, so waren diese jetzt verschwunden. — Er mußte weiterjagen. Er durfte sich nicht verspäten. Seine Ehre stand auf dem Spiel, die Ehre seiner Reederei, die Ehre der deutschen Flagge. Wenn so ein schwaches, armseliges Fischerfahrzeug überannt wurde, es waren eben Opfer des modernen Verkehrs. Der Schwache muß dem Mächtigen weichen. — — So suchte er sich zu trösten. —

„Feuer rechts voraus!“ ertönte da die Stimme des Ausgüts vom Mastkorb.

Ein Ruck am Hebel des Maschinentelegraphen.

„Volle Kraft rückwärts. — Hart Steuerbord das Ruder!“ . . .

Zu spät. — — — Ein Anrischen und Splintern vor dem Bug, ein Todeskrei aus verzweifelten Menschenschreien, dann war es still. — — —

Die „Thuringia“ war in New York angekommen. Zur bestimmten Stunde lag sie am Kai. Giftig und hastend verließen die Passagiere das Schiff. Ein kleines Räder mit einem Blumenstrauß in der Hand fragte nach dem Kapitän, um ihm Lebenswohl zu sagen. Freundlich nahm ein Offizier die Kleine an die Hand und führte sie zu Kapitänslöjüte. — Er klopfte an. — Keine Antwort. — Da öffnete er vorsichtig die Tür. Der Anblick der sich ihm bot, ließ ihm das Blut in den Adern erstarren. — Leblos lag der Kommandant auf dem Sofa, ein kleines, blühendes Etwas in der schlaff herabhängenden Rechten.

Bertwundert riß das Mädelchen die Augen auf. — „Schläft er?“
 „Ja er schläft; komm, wir wollen ihn nicht stören“, antwortete der
 Offizier mit rauher Stimme, „ich will ihn von Dir grüßen und ihm
 Deine Blumen geben.“

Eisberge.

Zur Kollision des Dampfers „Titanic“.

Henry F. Urban, der deutschamerikanische Publizist, hat in seiner
 Skizze „Der Eisberg“ mit dramatischer Wucht die Gefahr geschildert,
 die den Riesen des Ozeans von den gewaltigen schwimmenden Eis-
 massen droht, die sich alljährlich im Frühjahr aus der Arktis auf
 ihrer Wanderung nach dem Süden machen und die Ozeanrenner mit
 Verderben bedrohen. Nun hat just den neuesten und größten aller
 Dampfer, die den Atlantik befahren, das Mißgeschick einer Kollision
 mit einem Eisberge erreicht, ein Mißgeschick, das zu einer furcht-
 baren Katastrophe geführt hat. Der Dampfer „Titanic“ der White
 Star Line ist schon kaum mehr ein Schiff zu nennen; er ist
 auch kein schwimmendes Hotel, er ist geradezu eine
 s c h w i m m e n d e Stadt. Nicht weniger als 5476 Menschen gewährt
 er bei voller Besetzung Raum und Unterkunft; davon bilden 700
 die Mannschaft, und von den verbleibenden 4776 Passagieren können
 776 in der ersten, 500 in der zweiten Kajüte befördert werden,
 während 3500 Mann Raum im Zwischendeck finden. 300 Meter lang
 ist das Ungetüm, ebenso wie sein Schwesterschiff „Olympic“; es
 hat eine Wasserverdrängung von 60 000 Tonnen und übertrifft da-
 mit die bis vor kurzem als die größten Ozeanrenner angesehenen
 Dampfer „Mauretania“ und „Lusitania“ der Cunard-Linie, und
 zwar um nicht weniger als 15 000 Tons. 20 Meter hoch ragt das
 Bootsdeck über den Wasserpiegel. In dieser über den Ozean
 wandernden Stadt sind die größten Raffinements verwirklicht, die
 sich ein amerikanischer Nabob in seinen kühnsten An-
 sprüchen ausdenken vermag. Auf der „Titanic“ gibt es
 zum Beispiel ein Gartenrestaurant, in dem man auf knirschendem
 Silberfies unter blauem Himmel, rings umgeben von Blumen und
 Blattpflanzen sitzt, und dessen Zaun farbenprächtige exotische Schling-
 pflanzen überwuchern. Da gibt es wie in einem Luxusbadeort eine
 Galerie mit Kaufläden, wo die Dollarprinzessinnen ihr Bedürfnis
 nach kostbaren Spitzen, nach Juwelen, den neuesten Pariser Mode-
 hüten u. dgl. befriedigen können. Da fehlt weder ein Schwimmbad,
 ein Fischbassin für Angler, eine Kutschbahn, ein Festsaal noch ein
 Theater; von Kleinigkeiten, wie einem Kinderspielzimmer, gar nicht
 zu reden. Wunderbar ruhig, selbst bei schwerem Seegang, fuhr
 dieses herrliche Schiff; denn dank seiner gewaltigen Länge un-
 spannte es mindestens drei Wellenzüge mittlerer Größe, so daß das
 Stampfen und Säklern auf ein Minimum reduziert war.

Dieses schwimmende Gemeinwesen mit seinen Tausenden von
 Menschen ist nun einem der gefährlichsten Wanderer des Nordatlantik
 zum Opfer gefallen, die alljährlich im Frühjahr die Schreden der
 Arktis weit über die große Heerstraße des Ozeans bis an die Grenze
 der subtropischen Zone tragen. Die Eisberge stammen, soweit sie
 für die nördliche Halbkugel in Betracht kommen — denn den
 Äquator überschreiten sie nicht — aus den höchsten nördlichen
 Breiten. Wenn die Gletscher Grönlands sich bis ins Meer
 hinein fortgeschoben, so bricht meist der über das Festland
 hinausragende Teil mit großer Gewalt ab; man sagt:
 der Gletscher „kalbt“. Die Eismasse treibt alsdann ziellos
 im Meere, bis sie in den Bereich einer der arktischen
 Strömungen gerät, die sie nach Süden führt. Noch häufiger ent-
 stehen Eisberge im freien Polarmeere, wenn sich Packeis und Eis-
 felder wild übereinander schieben und auflärmen. Ungeheure
 Eisfelder werden so von den kalten Meeresströmungen in niedrigere
 Breiten getragen, Eisfelder, die oft eine Länge und Breite von
 mehreren Kilometern erreichen. Mehr als 100 Meter hoch ragen oft
 die Eismassen über den Wasserpiegel empor; aber nur etwa ein
 Siebentel ihrer Gesamthöhe ist oberhalb des Wasserspiegels sichtbar.
 Denn da das Eis ein geringeres spezifisches Gewicht als das Wasser
 hat, so schwimmt der weitaus größere Teil der Masse im Meere,
 und ein Eisberg, der 100 Meter emporragt, hat unter Wasser un-
 zweifelhaft noch eine Tiefe von 6 bis 700 Meter, so daß die Be-
 zeichnung als Eisberg angeht dieser ungeheuren Masse durchaus
 das Richtige trifft. An Eisbergen fehlt es namentlich im westlichen
 Teil des Atlantischen Ozeans während der ganzen ersten Hälfte des
 Jahres nicht; am häufigsten sind sie jedoch in den Monaten April
 und Mai, wenn die kalte Labradorströmung sie aus der Baffinbai
 und aus der Davisstraße oder von der grönländischen Küste in die
 vielbefahrenen Gewässer im Süden der Neufundlandbank treibt.
 Hier an der Grenze der kalten Labradorströmung und des
 warmen Golfstromes wird durch die häufig herrschenden
 dichten Nebel die Gefahr bisweilen außerordentlich vergrößert;
 von der Häufigkeit ihres Auftretens zeugen zahllose Beobachtungen.
 So hat am Ostrande der Neufundlandbank am 24. Mai 1882 ein
 deutscher Dampfer innerhalb 24 Stunden nicht weniger als 351 Eis-
 berge gesichtet.

In der gegenwärtigen Jahreszeit sind die Seeleute in jenen
 Gewässern naturgemäß vor Begegnungen mit den unheimlichen
 schwimmenden Kolossen sehr auf der Hut. Aber bei Nebel, zumal
 bei Nacht, gibt es kaum ein anderes Mittel, herannahende Eisberge
 zu erkennen, als die Beobachtung des Thermometers. Denn
 die Kälte, die von diesen Millionen Kubikmetern Eises
 ausgestrahlt wird, ist so intensiv, daß die Lufttemperatur

bei der Annäherung eines Eisberges geradezu rapide
 sinkt. Schauerlich dröhnt zu solchen Stunden, in denen der
 Kapitän Gefahr vermutet, das Nebelhorn; vor dem Eisberg selbst
 allerdings gibt es keine andere Rettung als schleunige Flucht und
 Veränderung des Kurses. Aber auch das ist ein schwieriges Be-
 ginnen, sobald der Nebel oder die nächtliche Dunkelheit jede Aus-
 sicht unmöglich macht. Bei klarem Wetter und hellem Sonnenschein
 bieten die oft überaus bizarren Eisberge allerdings ein wunder-
 volles Bild. Manche ragen wie Felsinseln maffig aus dem Meere
 empor, und in ihren weißen Wänden spielt das Sonnenlicht mit
 zauberischer Pracht. Andere wieder sind wild zerklüftet, gleich
 Spitzen und Klippen; wieder andere bilden breite Tore und
 Brücken, von denen bei Frostwetter ungeheure Eiszapfen und Nadeln
 herabhängen.

Nach den internationalen Bestimmungen hat jedes Schiff die
 Pflicht, die Positionen der gesichteten Eisberge den Hafenbehörden
 zu melden. Neuerdings dient zu diesen Meldungen in immer
 wachsendem Umfange die drahtlose Telegraphie. Auch die einander
 begegnenden Schiffe signalisieren sich die Eisverhältnisse, die sie bei
 der Neufundlandbank antrafen; gegenwärtig teilen sie sich ihre Wahr-
 nehmungen darüber bereits auf weite Entfernungen drahtlos mit.
 Alle diese Angaben werden an die Deutsche Seewarte in Hamburg
 und an das Hydrographische Amt in New York telegraphiert; auf Grund
 dieser Meldungen entwerfen die beiden Institute Eisarten und Eis-
 prognosen, die den auslaufenden Schiffen mitgegeben werden. Doch
 können alle Vorsichtsmaßregeln, wie der Fall der „Titanic“ wieder
 zeigt, nicht verhindern, daß gelegentlich Zusammenstöße zwischen
 Schiffen und Eisbergen erfolgen, Kollisionen, die besonders deshalb
 so verhängnisvoll für die Dampfer werden können, weil sie gewöhn-
 lich auf den Teil der Eisberge auflaufen, die unter dem Wasser ist,
 und der sich viel weiter im Umkreise erstreckt als der sichtbare Teil
 des eifigen Kolosses.

Die Sonnenfinsternis vom 17. April.

Seit der Wiedkehr des Halleischen Kometen hat Europa kein
 so bedeutames astronomisches Schauspiel zu sehen bekommen, wie
 die ringförmige Verfinsternung der Sonne, die sich heute in den
 ersten Nachmittagsstunden ereignet wird und die man ganz besonders
 in Norddeutschland, dann aber auch im Süden des Landes, in der
 Schweiz und in Oesterreich als partielle Finsternis wird beobachten
 können.

Uebersaus selten hat der einzelne Ort der Erde Gelegenheit,
 eine totale oder eine ringförmige Sonnenfinsternis zu beobachten.
 So war die letzte totale Verfinsternung der Sonne in Deutschland
 im August des Jahres 1887, und man hat damals durch die Un-
 gunst der Witterung von dem seltenen Naturchauspiel nicht einmal
 etwas zu sehen bekommen. Hoffentlich ist diesmal die Sonnen-
 finsternis von günstigerer Witterung begleitet; bietet doch gerade die
 Erscheinung der ringförmigen Verfinsternung einen überaus eigen-
 artigen Anblick. Dabei weiß man diesmal keineswegs mit völliger
 Sicherheit zu sagen, ob nicht an dem einen oder anderen Punkte die
 Verfinsternung für einen Augenblick total sein wird. Die Unsicher-
 heit in den bisherigen Messungen des Monddurchmessers ist
 es, die den Astronomen die absolut genaue Berechnung
 der Länge des Mondschattens unmöglich macht. Der Wert
 des Monddurchmessers ist nämlich immer noch um etwas
 mehr als $\frac{1}{2}$ Bogensekunden unsicher, und das würde genügen, für
 die Ausdehnung der totalen gegenüber der ringförmigen Verfinsternung
 einen Unterschied von einigen hundert Kilometern herbeizurufen.
 Allerdings nimmt man als ziemlich sicher an, daß nur in Süd-
 ameria und im Atlantischen Ozean die Bedeckung der Sonne durch
 die Mondscheibe für einige Sekunden vollständig sein wird. Nach
 den Berechnungen französischer Astronomen kann unter Umständen
 auch in Spanien und Frankreich die Finsternis für einen Moment
 total werden; innerhalb Deutschlands, so nimmt man an, wird sie
 jedoch nur ringförmig und partiell zu sehen sein. Die Distanz zwischen
 Erde und Mond am kommenden Neumondtermin ist so, daß der schein-
 bare Durchmesser der Sonne und des Mondes fast gleich sein werden.
 Je näher der Trabant seinem Planeten steht, um so länger ist
 naturgemäß auch der Kernschatten, den der Mond auf die Erde
 wirft, wenn er zwischen Erde und Sonne steht und mit diesen
 beiden Himmelskörpern eine gerade Linie bildet. Damit schwankt
 auch die Dauer der Totalität einer Sonnenfinsternis, die wie bei
 der Sonnenfinsternis vom 9. September 1904, mehr als 8 Minuten
 betragen kann, die aber in ungünstigen Fällen wie diesmal auf
 wenige Sekunden beschränkt bleibt. Am 17. April wird nun der
 Mond so weit von der Erde entfernt sein, daß die Spitze
 seines Kernschattens gerade noch an einigen Punkten die
 Erde trifft, während der größte Teil der Totalitätszone
 von der Spitze des Kernschattens überhaupt nicht mehr ge-
 troffen wird. Diese Spitze verläuft durch den Weltraum zwischen Mond
 und Erde, so daß diejenigen Erdtriche, die auf dem Wege der ver-
 längerten Schattenschatten liegen, das Schauspiel einer ringförmigen
 Verfinsternung genießen werden. Nimm an, den etwas kleiner als
 die Sonne erscheinenden Mond wird dabei ein winziger Teil des
 Tagesgestirns in Gestalt eines lichten Ringes frei bleiben. Die
 Breite dieses Ringes kann gegen $1\frac{1}{2}$ Minutenbogen betragen, wird
 aber bei dieser Sonnenfinsternis ganz außerordentlich schmal sein
 und nur etwa 2" bei einem Sonnendurchmesser von 1911" aus-
 machen. Man wird demgemäß ein Naturchauspiel von bizarrster

Eigenart erwarten dürfen, allerdings nur in der zentralen Zone der Verfinsternung. Diese zentrale Zone, die nur $5\frac{1}{2}$ Kilometer breit ist, verläuft von Südamerika bis nach Sibirien.

Alle Orte auf dieser zwischen Venezuela und dem südwestlichen Sibirien sich erstreckenden Zone der totalen Verfinsternung werden den Anblick einer totalen oder ringförmigen Bedeckung der Sonne haben. Die Finsternis ist aber in einem weit größerem Teile der Erdoberfläche sichtbar. Es bleiben in Berlin nur $\frac{1}{100}$ der Sonne unbedeckt; in Wien werden aber nur noch $\frac{1}{6}$ des Tagesgestirns unter der Mondscheibe verschwinden.

Man weiß, daß sich der Mond ebenso wie die Erde und fast sämtliche Körper unseres Sonnensystems von Westen nach Osten bewegt. Daher kommt es, daß alle Sonnenfinsternisse in westlicher Richtung über die Erde verlaufen. Ebenso tritt der Mondschatten stets zuerst am Westrande der Sonne in diese ein. In Deutschland beginnt die Verfinsternung fast genau mit der Mittagsstunde, und zwar in Berlin um 12 Uhr 8 Minuten 8 Sekunden mittags. Sie endet hier um 2 Uhr 46 Minuten 9 Sekunden. Die Verfinsternung des Mondes mit der Sonne erfolgt an deren Südwestrand; die Mondscheibe zieht dann in nordöstlicher Richtung über die Sonne hinweg, um am Nordostrande wieder auszutreten. Zur Zeit der größten Verfinsternung werden möglicherweise die der Sonne gegenwärtig sehr nahestehenden Planeten Merkur, Venus und Saturn als matte Scheibchen sich vom lichten Himmel abheben. Dagegen ist auf ein Sichtbarwerden der Protuberanzen und der Corona wohl kaum zu rechnen; der schmale feurige Lichtring der Sonne dürfte diese beiden nur bei totalen Sonnenfinsternissen hervortretenden Phänomene jedenfalls überstrahlen.

Will aber der Nichtastronom das Phänomen genauer als mit ein paar flüchtigen Blicken nach oben verfolgen, so hat er verschiedene wesentliche Dinge zu beachten. Vor allem darf er nicht vergessen, daß das direkte Sonnenlicht außerordentlich schädlich für die Augen ist, selbst dann, wenn der Mond bereits den größten Teil der Sonnenoberfläche verdeckt hat. Es ist deshalb für jeden, der auch nur flüchtig von der Naturerscheinung Notiz zu nehmen gedenkt, unerlässlich, sich mit einem gefärbten Glase zur Dämpfung der grellen Sonnenstrahlen zu bewaffnen. Man bekommt ein solches Stück gefärbten Glases für wenige Pfennige zu kaufen; wer es versäumt, kann sich selbst helfen, indem er irgendeinen Glasherben über einer blutenden Lampe so stark gleichmäßig beruht, daß durch ihn gesehen die Sonne in gelbrot und die Augen nicht mehr schmerzhaft Licht erscheint. Die Unterlassung solcher Vorsicht kann schwere Sehstörungen hervorzurufen, und jeder Augenarzt weiß, daß nach Sonnenfinsternissen zahlreiche Patienten erscheinen, die über ein Zittern vor den Augen und über starke Ermüdung und Kopfschmerzen beim Lesen klagen. Auf keinen Fall darf man einen Blick durch ein ungeschütztes gefärbtes Glas auf die Sonne wagen, also beileibe keinen Feldstecher ohne Blendglas benutzen. Es können dadurch die schwersten Sehstörungen erfolgen. Ein anderes Hilfsmittel, um ungefährdet die Sonne beobachten zu können, kann man sich noch leichter selbst herstellen, indem man ein Stück steifen Papiers mittels einer Stecknadel an einigen Stellen womöglich in verschiedener Stärke durchlöchert und nur durch diese kleinen Öffnungen, die nur wenig Licht durchlassen, die Sonne beobachtet.

Obwohl in einem Zyklus von 18 Jahren 42 Sonnenfinsternisse eintreten, so kommt wegen der stets nur geringen Breite der Region zentraler Verfinsternung auf den einzelnen Ort der Erde im Mittel nur alle 200 Jahre eine totale oder ringförmige Verfinsternung, während sich partielle Sonnenfinsternisse alle paar Jahre ereignen. In Berlin wird man erst am 7. Oktober 2135 wieder eine totale Sonnenfinsternis zu sehen Gelegenheit haben.

Kleines feuilleton.

Die Zunahme der Walfischjagd. Man kann immer wieder lesen, daß die Zahl der Wale in schneller Abnahme begriffen sei und diese großen Meeressäuger durch ihre Verfolgung des Menschen ihrer baldigen Ausrottung entgegengehen. Diese Auffassung scheint zum mindesten stark übertrieben zu sein, denn es werden jetzt von zwei verschiedenen Seiten die Versicherungen abgegeben, daß der Walfang seit langem nicht so glänzende Ergebnisse zu verzeichnen hatte, wie in den letzten Jahren. (Um so notwendiger wird unter diesen Umständen natürlich der Schutz der Tiere, die ja leider der Gänzlichkeit der kapitalistischen Ausnutzung sich nicht durch größere Vermehrung und beschleunigtes Wachstum anzupassen verstehen. Die Red.) Ramentlich die norwegischen Gesellschaften, die sich damit befassen, haben so hohe Dividenden zahlen können, daß ein starker Reiz zu ihrer Vermehrung ausgelöst worden ist. Demgemäß melden auch die Mitteilungen des Deutschen Seefischereivereins die Begründung von vier neuen Walfischfanggesellschaften in Norwegen, während der letzten Monate. Eine der älteren Gesellschaften hat in diesem Jahre 60 Proz., eine andere 45 Proz. Dividende verteilt. Diese außerordentlichen Gewinne wurden erzielt, trotzdem die Unkosten sehr erheblich sind. Die Fanggebiete dieser Gesellschaften befinden sich nämlich in sehr großer Entfernung vom Heimatlande, und zwar meist auf der südlichen Halbkugel. Eine Gesellschaft schickt ihre Dampfer nebst schwimmenden Tranckochereien bis nach den Südpolardinseln am Rand des Südpolargebets, eine andere nach

Neuseeland. Einige der neuen Gesellschaften wollen sich auch näheren Meeresgegenden zuwenden, nämlich der Umgebung von Island und Kanada. Noch eine andere Gesellschaft will den Walfang in den Gewässern von Alaska ausüben, wohin die Fahrt länger dauert als nach Australien. Es ist klar, daß der Gewinn ein sehr bedeutender sein muß, um so große Unternehmungen hervorzurufen und sogar zu ihrer Nachahmung anzupornen. Ein besonders großes Fangschiff einer norwegischen Gesellschaft, das den Namen Roald Amundsens, des Südpolentdeckers, trägt, besitzt seine eigene Kogerei, 10 Tanks für Speck, 14 Tanks für Fleisch und Knochen und 100 Mann Besatzung. Das Schiff kann allein 20000 Faß Del heimbringen. Aehnliche Nachrichten über den Aufschwung der Walfangindustrie hat der Norweger Salvesen vor der Londoner Society of Arts gemacht. Als Ausgangspunkt dafür wird die Erfindung des Norwegers Fohn bezeichnet, der vor etwa 40 Jahren eine wichtige Verbesserung für die Erlegung und Einbringung der großen Wale angegeben hat. Vor allem aber ist in den letzten acht Jahren der Fang wegen Einbeziehung von Jagdgründen auf der südlichen Halbkugel außerordentlich gestiegen. Auf die Meere der nördlichen Halbkugel trifft in der Tat jene Angabe von der Abnahme der Wale zu, und von den Hunderten von Fangschiffen, die noch vor einem halben Jahrhundert hier tätig waren, sind nur noch einige Duzend übriggeblieben. Nur im nördlichsten pazifischen Ozean scheint der Walfang noch größere Erträge zu liefern. Die wahrlichste Gegend der Erde ist die Umgebung von Südgeorgien, östlich von der Südspitze Amerikas, wo der Fang erst seit acht Jahren begonnen hat, jetzt aber schon von acht Gesellschaften mit 21 Dampfern betrieben wird. Die Walfischerei in Südafrika, wo man nach diesem Namen besonders viele Wale vermuten sollte, ist seit langer Zeit außer Betracht gelassen worden, soll jetzt aber wieder von Fangschiffen aufgehört werden.

Kunst.

Vom Zeichnen. Im Kunstgewerbemuseum sind Proben aus dem Zeichenunterricht an den höheren Lehranstalten ausgestellt. Sie zeigen, welche schöne Frucht der seit 1900 geübte neue Zeichenunterricht zu bringen vermag; sie drängen zu der Frage: wie es damit zurzeit in den Volksschulen bestellt ist. In Amerika, von woher uns der Anstoß wurde, die alte langweilige Methode der Vorlagen und des Gipses abzuschaffen und statt dessen die Augen wahrhaft und naiv in die Natur zu schenken, hat das Volk teil an solchem Wiedererwachen der Sinne. Bei uns sind nur die höheren Lehranstalten besser davon gekommen; immerhin bleibt zu hoffen (zu einem Teil ist es uns schon gut bekannt), daß auch die Volksschüler einigermaßen das Sehen lernen. Der internationale Kongress für Zeichenunterricht, der im August dieses Jahres in Dresden tagen soll, wird ja Gelegenheit geben, vergleichend zu prüfen. Das eine ist ja heute schon gewiß: daß beinahe alle Menschen genau so gut wie lesen und schreiben, auch sehen und wiedergeben lernen können.

Die Ausstellung im Kunstgewerbemuseum zeigt zunächst, wie radikal mit dem zwecklosen Drill und der Gedankensammut von einst gebrochen wurde. Sie zeigt uns aber auch daneben, daß die Lehrer die Gefahren des neuen Unterrichtes, den Dilettantismus, der gerne Bildchen machen möchte, glücklich zu meiden wußten. Es wäre schrecklich, wollte die Schule auch nur im geringsten Vorkaufs leisten, Künstler zu desillieren. Das wäre nicht um ein Haar besser als das frühere Austauschen von Wandmurmormamenten oder das Verzikeln von Schwattenspielen. Von solchen Jrrtümern ist indes nichts zu spüren. Die Zeichenlehrer haben sich gesund und nüchtern darauf beschränkt, ihren Schülern Geburtshelfer zum Licht, zu den Formen und zu den Farben, zu werden. Die Kinder beginnen mit freien Pinselübungen, sie versuchen Farbperlen nebeneinander zu setzen oder sonst ein paar Flecke zu reihen. Gleich von vornherein soll ihnen das Geheimnis des Rhythmus nahe kommen. Dann lernen sie Farben treffen; man zeigt ihnen Schmetterlinge, Käfer oder Vogelfedern, die müssen sie nach dem farbigen Eindruck wiedergeben. Es ist erstaunlich, wie richtig der Durchschnitt selbst die halben und die Zwischentöne zu sehen vermag. Nun sollen sie die Körper ihrer Umwelt sehen und abschreiben lernen und daneben versuchen, aus dem Gedächtnis und der Phantasie ihre Weltbilder zu gestalten. Auch das gelingt über Erwarten. Man spürt, mit welchem Vergnügen die Knaben und Mädchen die Wumentöpfe anschauen, wie sie sich gegenseitig konterfeien, wie sie die Blide aus dem Fenster (das zu unseren Zeiten unten weiß zugestrichen war) schweifen lassen, um das Leben der Straße zu beobachten. Und wieviel Fabulierkraft und Romantik in solch einem Brauseköpfchen siedeln kann. Die kleinen Ergebnisse des Tages werden hingetrübelt; das gibt mitunter Stenogramme von burlesker Urwüchsigkeit und beinahe heiliger Andacht. Man denkt an die Zeichnungen der Höhlenbewohner und sieht wieder einmal das Geheimnis verwirklicht: daß die Ontogenese (Einzelentwicklung) eine verkürzte Phylogenese (Stammesentwicklung) ist, daß das Individuum auch geistig in schneller Folge noch einmal die Entwicklung seines Stammes durchläuft. Recht geschickt ist es auch, daß Knaben und Mädchen hinausziehen in die Landschaft, in die kleinen Orte vor den Toren, um dort die Bäume und die Hügel, um alte Türme und andere architektonische Denkmäler anzusehen. Die Blätter, auf denen die Ergebnisse solches „Landschafters“ eingetragen wurden, lassen hoffen, daß diese Jungen auch als Erwachsene nicht stumpfsinnig über die Erde gehen werden. R. W.